Gesühnte Schuld.

Roman aus dem Englischen, frei bearbeitet von **Hermine Frankenstein.**

(5. Fortsetzung.)

Er war mittelgroß, von militärischem Aussehen, hatte ein blühendes Gesicht und einen spitzgedrehten Schnurrbart. Seine kleinen Augen funkelten vor Wuth.

„So, Madame, so mein Herr," schrie er außer sich vor Zorn, „was können Sie zur Entschuldigung vorbringen, daß ich Sie nicht auf der Stelle Beide erschlage!"

„Oh, mein Gatte, verzeih' mir!" sagte Madame Fournier, die Hände faltend und vor dem Fremden auf die Knie sinkend.

„Ich werde wissen, was ich mit Ihnen zu thun habe, Madame," fuhr der Andere wüthend fort. „Wer ist dieser Mensch — was will er hier?"

„Er ist ein junger Engländer, dem ich die Schönheiten von Paris zeigen wollte," begann sie in zögerndem Tone.

„Die eigene mit eingeschlossen," unterbrach er sie voll bitteren Hohnes. „Hüten Sie sich, sonst bezahlen Sie es mit dem Verlust Ihrer persönlichen Freiheit."

„Mein Herr," begann Ernst Rivers jetzt, der, sich wie ein erbärmlicher Verräther vorkommend, bisher zu bestürzt gewesen war, um zu sprechen, „hier ist meine Karte."

„Und hier die meine," war die Antwort des anscheinenden Militärs, als er ihm das glatte Papier zusteckte.

Ernst wußte, daß er in diesem Augenblicke nichts Klügeres thun konnte, als sich entfernen.

Er verneigte sich tief vor Madame Fournier und ging, ohne ein Wort zu sagen, hinaus.

Auf der Straße angelangt, schaute er die Karte an, und las darauf die Worte: „Oberst Gustav Fournier."

Ernst's Stimmung wurde immer ernster. Er war plötzlich ganz ernüchtert, und dachte, daß wenn der Franzose ihn forderte, sein Leben in großer Gefahr sei. Er rief einen Wagen herbei und fuhr nach seinem Gasthofe. Auf seinem Zimmer daselbst angelangt, schrieb er einen langen Brief an seine Schwester Edith.

Seine Erklärung war sehr einfach. Er war einer jungen Französin, einer bildschönen Frau, vorgestellt worden. Der Gatte, der ihn bei ihr fand, war furchtbar eifersüchtig. Es war unausweichlich, daß er sich mit ihm schlagen müsse.

Er war offen genug einzugestehen, daß er sehr thöricht und unvorsichtig gehandelt habe.

Diesen Brief versiegelte und adressirte er, so daß er abgeschickt werden konnte, falls ihm etwas Ernsthaftes zustoßen sollte. Dann ging er zu Edward Tranter hinüber, der mittlerweile nach Hause gekommen war. Er war entschlossen, ihm Alles zu sagen. Sein Gesicht war bleich und ungewöhnlich ernst, und Tranter sah sofort, daß etwas Besonders mit ihm vorgegangen war.

„Was ist geschehen, Ernst?" fragte er, erschrocken aufspringend und auf ihn zueilend.

„Ich habe mich wie ein großer Thor benommen," antwortete er, „und muß mich nun duelliren."

„Du, ein halber Knabe noch!" keuchte Tranter, noch viel bleicher werdend als sein Freund.

„Knabe oder Mann; ich glaube, ich habe einem Gatten das Recht gegeben, mich zu fordern," erwiderte Ernst Rivers, „und ich habe auch keine Wahl in der Sache."

„Du!" rief Edward in sprachlosem Erstaunen aus. „Kaum zwei Tage in Paris, und Du hast schon ein solches Abenteuer. Wer ist das Weib?"

„Madame Fournier," antwortete der junge Mann, während brennende Schamröthe seine Wangen übergoß.

„Ich dachte mir's," versetzte Tranter bitter. „Ich beobachtete sie gestern Abends. Du bist das Opfer einer Verschwörung; dieser Mann wird Geld haben wollen."

„Ich glaube nicht," versetzte Ernst trocken; „aber wir werden bald sehen, wer Recht hat."

In diesem Augenblicke führte der Aufwärter einen Herrn herein, der sich Hauptmann Perrichon nannte. Er erklärte, daß er als Sekundant seines Freundes Oberst Fournier komme, und Ernst ersuche, seinen Sekundanten zu nennen.

„Der bin ich," warf Edward Tranter ruhig ein; „aber die ganze Sache beruht auf einem Irrthume und kann aufgeklärt werden."

„Ich glaube nicht," versetzte der Franzose höhnisch. „Die Ehre eines Gatten wurde beleidigt, und solche Schmach kann nur mit Blut abgewaschen werden."

„Wie Sie wollen, mein Herr," entgegnete Tranter. „Nennen Sie Stunde und Ort der Zusammenkunft."

„Sechs Uhr Morgens," war die etwas höflichere Erwiderung. „Finden Sie sich beim Rondeau in den Champs Elysees ein — und folgen Sie unserem Wagen, bis er hält. Wir werden vor Ihnen dort sein."

„Ganz gut," sagte Tranter.

„Welche Waffen wird der Herr wählen?" fragte der Franzose mit anscheinender Gleichgiltigkeit.

„Pistolen," erwiderte Tranter, welcher wußte, daß Ernst ein sehr gewandter Schütze war.

Der Franzose lächelte finster, verneigte sich und ging hinaus.

„Das ist ein schönes Ende unserer Reise!" rief Tranter aus, sobald er fort war.

„Ich habe wie ein Thor gehandelt," erwiderte Ernst, und erzählte die ganze Geschichte mit großer Offenheit. „Ich stand unter dem Einflusse eines Zaubers," fügte er hinzu. „Hier ist ein Brief, den Du für den Fall meines Todes an seine Adresse befördern mußt."

„Du wirst nicht sterben," sagte Edward Tranter in ermuthigendem Tone; „es darf nicht sein. Wir wollen die ganze Sache jetzt in allen Einzelnheiten ruhig besprechen."

Die beiden Freunde blieben von dieser Stunde an den ganzen Tag beisammen und suchten auch keinerlei Gesellschaft oder Vergnügungsorte auf. Ernst hatte kein Verlangen, den Grafen von Calvani zu sehen. In seinem innersten Herzen brachte er ihn mit dem Duell in Verbindung.

Aber er konnte das zu Edward nicht sagen. Er hätte dadurch sein Geheimniß verrathen müssen und das erschwerte seine Lage doppelt. Sie blieben bis elf Uhr Nachts beisammen und sollten um 5 Uhr Morgens geweckt werden. Ein Wagen und ein Arzt, der sie begleiten sollte, waren bereits bestellt. Mit tiefem Ernste schüttelten sich die Freunde die Hände, als sie sich für die wenigen Stunden der Nacht trennten.

Würden sie es am nächsten Abende wieder thun können? Wenige Stunden konnten eine gewaltige Veränderung hervorbringen. Ernst Rivers schloß in dieser Nacht kein Auge. Seine Gedanken schweiften hinüber nach England zu dem holden Mädchen, dem seine wahre Liebe gehörte, und von brennender Scham erfüllt, dachte er daran, wie er der französischen Sirene zum Opfer gefallen war. Wenn er doch seinem ersten Impulse gehorcht und sich dem Einflusse der Verführerin entzogen hätte, wie anders wäre Alles geworden! Der Morgen graute endlich nach dieser qualvollen Nacht und Ernst Rivers stand auf, kleidete sich an und eilte zu seinem Freunde.

Edward nöthigte ihn, eine Tasse heißen, starken Kaffees zu trinken und Ernst willfahrte seinem Wunsche. Dann wurde das Pistolenkästchen von einem der Diener zum Wagen hinabgetragen, und obwohl von der ganzen Sache nichts gesagt worden war, wußten die Diener dennoch sehr gut, was mit ihren Herren vorging. Nur wagten sie es nicht, irgend eine Bemerkung zu machen. Auf ihrem Wege nach dem Duellplatze holten sie den Doktor ab und dann trafen sie nach rascher Fahrt auf dem für das Duell bestimmten Platze ein.

Es sollte in einer der verstecktesten Alleen im Boulogner Wäldchen stattfinden. Die Franzosen mit ihrem Arzte waren bereits anwesend. Kurze, aber höfliche Begrüßungen wurden gewechselt, doch von keiner Seite mehr ein Versöhnungsversuch gemacht. Die Pistolen wurden geladen und die Gegner stellten sich einander gegenüber.

Die Entfernung betrug dreißig Schritte; sie sollten jedoch noch fünf Schritte vorwärts machen und dann schießen.

Edward Tranter war leichenblaß, während Ernst vollkommen ruhig war. Er wußte, daß er in den Händen der Vorsehung war, und das gab ihm Muth. Die Sekundanten zogen sich zurück und das Zeichen wurde gegeben. Beide traten vor, feuerten und stürzten zu gleicher Zeit.

Edward Tranter und der Doktor liefen auf Ernst zu und begannen ihm den Rock auszuziehen. Er war ohnmächtig geworden.

„Eine garstige Wunde," sagte der Doktor, „aber nichts Gefährliches. Er muß mit großer Sorgfalt nach dem Gasthofe gebracht werden."

Er flößte ihm ein Belebungsmittel ein, verband die Wunde und trat dann zu dem leblos daliegenden Obersten hin.

„Er ist sehr schwer verwundet," sagte der französische Arzt, der ihn eben untersucht hatte. „Ich zweifle an seinem Aufkommen."

„Hoffentlich wird er doch genesen," versetzte Edward Tranter ernst; „es würde uns sehr leid thun, seinen Tod verschuldet zu haben."

Mit einer höflichen Verbeugung zog er sich zurück und half Ernst in den Wagen bringen. In weniger als einer Stunde lag er in seinem Bette. Er war sehr schwach und fieberte etwas, aber sein Zustand war in keiner Weise gefahrdrohend.

Edward war ungemein glücklich darüber. Er nahm sich vor, seinen Freund in Zukunft besser zu behüten. Graf Oscar belästigte sie sehr wenig, und er erkundigte sich nur sehr oft nach dem Befinden des jungen Mannes.

Etwas war in der ganzen Sache räthselhaft. Der Glücklichste darüber, daß Ernst mit dem Leben davon gekommen war, war der Reisemarschall Lippmann; er war wie sinnlos vor Angst gewesen, während die jungen Leute auf dem Duellplatze waren. Er war es gewöhnlich, der den Grafen Oscar Calvani empfing und ihm Bericht über Ernst's Befinden erstattete. Er that dies in sehr kurzer Weise, denn er hatte eine unerklärliche Abneigung gegen den Grafen.

Als Ernst's Genesung weit genug vorgeschritten war, um mit ihm reisen zu können, wurde beschlossen, nach Rom zu gehen und aus Rücksicht für Ernst die Reise sehr langsam zu machen. Es war nicht nach Graf Oscars Geschmack, so langsam zu reisen, und so verabschiedete er sich von den jungen Leuten, nichts merken lassend, daß er die Absicht hatte, ihnen nach Rom zu folgen. Ernst Rivers war sehr glücklich, als er sich von ihm befreit glaubte. Er hielt diesen Mann für seinen Todfeind, und in gewissem Sinne war er es auch.

„Fournier hatte die ganze Sache verdorben," murmelte er eines Tages für sich, als er beschloß, nun auch nach Rom zu gehen, um dort auszuführen, was in Paris mißglückt war. „Läßt sich eine solche Riesensumme bezahlen—und ist dann so ungeschickt. Es wäre ihm nur Recht geschehen, wenn er getödtet worden wäre. Hoffentlich werden die Italiener geschickter sein."

Die beiden Freunde waren mittlerweile in Rom eingetroffen, wo sie längere Zeit zu verweilen gedachten. Edward Tranter, welcher schon wiederholt in Rom gewesen war, war ein ausgezeichneter Führer, und es war für Ernst ein doppelter Genuß, an der Seite seines Freundes alle Herrlichkeiten der ewigen Stadt zu genießen.

Sie waren schon einige Tage in Rom und saßen eines Morgens beim Frühstücke, als sich der Graf Calvani bei ihnen anmelden ließ.

Beide erschraken, als ob ihnen das höchst unangenehm wäre, nahmen aber, als er eintrat, ihre gewöhnlichen Mienen an.

Sein Erscheinen kam ihnen höchst ungelegen.

Ernst Rivers hatte gegründete Ursachen für seine Abneigung gegen ihn, während Tranter von einem eigenthümlichen Mißtrauen gegen ihn erfüllt war. Sie waren jedoch ziemlich höflich, wenn auch kalt gegen ihn. Er schien ihre Kälte nicht zu bemerken, schwor ihnen aber heimlich Rache dafür.

Er war ein kleinlicher Geist, der keine Beleidigung verzeihen konnte, und überdies spielte der Mann um einen hohen Einsatz.

In Rom.

Die jungen Freunde kannten die Verhältnisse in Rom genau genug, um zu wissen, daß sie in der Nacht nicht unbewaffnet ausgehen durften.

Edward Tranter hatte gelegentlich früherer Besuche in dieser Stadt einige Abenteuer zu bestehen gehabt, die ihn vorsichtig machten.

Er trug daher stets einen kleinen Revolver oder einen Todtschlägerstock bei sich; und Ernst that dasselbe.

Sie waren jedoch schon längere Zeit in Rom, und wanderten jede Nacht viele Stunden lang umher, ohne daß ihnen etwas geschehen war.

Eines Abends schweiften sie wieder durch die Stadt.

Der Vollmond leuchtete mit großer Pracht vom tiefblauen Himmel nieder, und die Freunde sprachen von jener Zeit, wo Rom als Königin über alle andern Städte geherrscht hatte.

Sie waren bis zum Kolosseum gelangt und betrachteten seine Ruinen eine Weile schweigend.

Plötzlich wurde die nächtliche Stille von dem Knallen zweier Pistolenschüsse unterbrochen.

„Dort fliehen die Spitzbuben!" schrie Edward Tranter und entlud seinen Revolver in der von ihm angedeuteten Richtung.

Ein leiser Schrei wurde gehört und dann folgte wieder Todtenstille.

„Bist Du verwundet?" fragte Tranter seinen Freund, als er bemerkte, daß Ernst wankte.

„Ich scheine von der Kugel am Arme gestreift worden zu sein," erwiderte der junge Mann; „aber was hat das zu bedeuten?"

„Die Kerle glaubten wahrscheinlich, daß wir sehr viel Geld bei uns haben und hatten die Absicht, uns zu berauben," sagte Tranter finster.

„Das wäre möglich," versetzte Ernst, glaubte jedoch in seinem Innern etwas ganz Anderes. Er machte sich ganz eigene Gedanken ob dieses Ueberfalles.

Auf den Arm seines Freundes gestützt, ging Ernst nach Hause.

Seine Wunde war ganz unbedeutend; er ließ sie sich verbinden und ging zu Bette, woselbst er in tiefes Nachdenken versank.

Ja, Lady Edith hatte Recht; er glaubte jetzt selbst an ihren grausamen Verdacht. Das edle, großmüthige Mädchen hatte ihn nicht umsonst gewarnt.

Ohne Zweifel war dieser gewissenlose, italienische Abenteurer gedungen — und zwar von Lady Clarence selbst — seine Vernichtung zu bewerkstelligen. Wie sehnte sich Ernst nach der Zeit, wo er offen auftreten und sprechen, wo er seinen Feinden Trotz bieten könnte.

Aber er hatte bis dahin noch ein Jahr zu warten und während dieser Zeit sollte er von England ferne bleiben.

Aber er wagte es nicht, seinen Verdacht gegen den Grafen laut werden zu lassen.

Er beschloß jedoch, Lady Edith die ganze Sache ausführlich zu schreiben, und sie um ihren Rath zu befragen.

Sie konnte ihm vielleicht Andeutungen geben, wie er sich vor weiteren Verfolgungen zu schützen vermöchte.

Diesen Entschluß konnte er jedoch nicht gleich in Ausführung bringen, da für den nächsten Tag ein Ausflug projektirt war, den die Freunde in Gesellschaft mehrerer englischer Familien machen sollten. Zu Wagen und zu Pferde begab sich die Gesellschaft nach einem ob seiner schönen Lage berühmten Orte; und Ernst, der seinen Arm in einer Schlinge tragen mußte, benützte in Gesellschaft mehrerer Damen einen Wagen.

Der Tag war prachtvoll und die heißen Stunden sollten in einem Walde zugebracht werden, wo sie Erfrischungen nehmen und die kühlere Zeit zur Heimkehr abwarten sollten.

Der Wald war bald erreicht und seine schattig kühlen Lichtungen boten die anmuthigsten Ruheplätze. Die Gesellschaft zerstreute sich in Gruppen und wanderte nach verschiedenen Punkten. Ernst wandelte in Begleitung einer schönen, jungen Engländerin durch eine Allee. Er war außer sich vor Entzücken und konnte die ihn umgebende Schönheit gar nicht genug preisen.

Sich gegenseitig von ihren Reisen erzählend, hatten sie sich immer mehr von den Andern entfernt und waren endlich zu einem reizenden Plätzchen gelangt, wo sie sich setzten.

Die junge Dame nahm auf einem Baumstrunke Platz und Ernst setzte sich zu ihren Füßen.

Plötzlich hörte die übrige Gesellschaft laut gellendes Hilfegeschrei und Alle stürzten in die Richtung, aus der es gekommen war.

Als sie hinkamen, stürzte ihnen Miß Walsh—die junge Engländerin entgegen—aber allein.

„Die Räuber haben ihn gefangen genommen!" schrie sie wild, auf die Hügel deutend, die den Wald umsäumten.

Dann erzählte sie, daß, während sie geplaudert hatten, plötzlich 6 Männer vor ihnen erschienen waren. Diese hatten eine große, schwere Decke über ihn geworfen, um seine Rufe zu ersticken, und hatten ihn dann fortgeschleppt.

Im nächsten Augenblicke saßen bereits mehrere Herren zu Pferde und sprengten in der von dem erschrockenen Mädchen angedeuteten Richtung davon.

Sie sahen nur noch in einiger Entfernung, auf der Spitze eines bewaldeten Hügels mehrere Männer verschwinden. Sie ritten darauf zu, aber der Hügel führte in eine Schlucht, die unpassirbar zu sein schien.

„Ich will nach Rom zurück und Hilfe bringen," schrie Edward Tranter, der halb wahnsinnig vor Aufregung war. „Ihr müßt aber Alle hier bleiben; denn es wäre Wahnsinn, sich ohne Polizei oder Militär in diese Schluchten hinein zu wagen."

Dann sprengte er in gestrecktem Galopp davon auf die Straße hinaus, die nach Rom führte.

Er kam in unglaublich kurzer Zeit dahin, begab sich sofort zu dem englischen Konsul und, von diesem begleitet, zur Polizei.

Dort theilte er mit, was geschehen war, und in einer halben Stunde waren fünfzig berittene Polizisten unter Anführung eines Offiziers auf dem Wege.

Sie hatten bald den Platz im Walde erreicht, wo die Gesellschaft voll Angst und Spannung ihrer wartete.

Ein Führer war mitgenommen worden und dieser zeigte ihnen den Weg nach den zwischen dem Hügel gelegenen Höhlen, in denen die Räuber wohnten. Als sie jedoch dahin gelangten, waren die Hütten und Höhlen leer — von den Räubern keine Spur vorhanden. Sie hatten wohl vorausgesetzt, daß sie verfolgt werden würden, und hatten sich in sichere Schlupfwinkel zurückgezogen.

„Es ist nutzlos, sie weiter zu verfolgen," sagte der Polizei-Offizier, „denn sie sind mit den Bauern im Bunde, und diese verrathen sie nicht. Sie müssen es mit der Bestechung versuchen."

Edward sah ein, daß dies ein vernünftiger Rath war, und beschloß, ihn zu befolgen.

Niedergeschlagen kehrte die ganze Gesellschaft nach Rom zurück. Die Polizei ertheilte Edward Tranter dann den Rath, eine große Belohnung öffentlich für die Befreiung seines Freundes auszuschreiben und war überzeugt, daß irgend ein Bundesgenosse der Räuber von dieser Sache hören und mit ihnen unterhandeln würde, um die Belohnung zu verdienen.

Edward Tranter befolgte diesen Rath. Eine ganz ungewöhnliche hohe Belohnung wurde angeboten und die Sache so viel als möglich öffentlich verbreitet, aber es erfolgte keine Antwort.

„Dann steckt etwas hinter der Sache, was ich nicht verstehen kann," sagte der englische Konsul, als Tranter eines Tages Klage bei ihm führte. „Hatte Ihr unglücklicher, junger Freund etwa Feinde?"

„Nicht, daß ich wüßte," versetzte Tranter ernst; „aber dennoch wurde ihm sowohl in Paris, als auch hier nach dem Leben getrachtet."

„So," fuhr der Konsul fort; „wenn es also eine Privatrache ist, sind die Räuber bezahlt, ihn verborgen zu halten oder zu tödten. Ich fürchte das Letztere!"

„O, Himmel!" rief Tranter entsetzt aus.

Der Konsul konnte dem jungen Mann weder Trost, noch Rath bieten, und Edward schrieb an seinen Vater und fragte, was er thun solle.

Die Antwort kam mit dem Rathe, eine Belohnung von tausend Pfund anzubieten. Sofort veröffentlichte Edward dieses Anerbieten und am nächsten Tage erschien ein Bauer, welcher den englischen Herrn zu sprechen verlangte.

Er wurde sogleich zu Edward Tranter geführt, welcher ihn fragte, was er wolle.

„Der Herr hat eine große Belohnung für die Befreiung seines Freundes versprochen," sagte er. „Wird dieselbe auch bezahlt werden?"

„Gewiß, mit Freuden," versetzte Edward Tranter. „Bringen Sie mir Nachricht?"

„Nein, aber ich werde es bald thun können," war die Antwort. „Wollen Sie mir den Herrn beschreiben?"

Tranter zog seine Brieftasche heraus, und entnahm derselben eine Photographie.

Der Mann schaute sie prüfend an.

„Ich hoffe, dem Herrn bald Nachricht geben zu können," sagte der Bauer, und fügte dann zögernd hinzu: „es wird viel Mühe kosten, ihn zu finden — eine kleine Anzahlung könnte nicht schaden."

Edward gab ihm zwanzig Pfund, worüber die Augen des Mannes vor Lust funkelten.

Er gab Edward dann eine schmutzige Karte, auf welcher der Name Paolo Zacconi und die Adresse einer Weinschänke stand, wohin ihm Edward Weisungen schreiben könne.

Dann entfernte er sich.

Es vergingen Tage, ehe er wieder kam, und er schaute sehr traurig und niedergeschlagen d'rein, als er wieder erschien.

Er war im Gebirge gewesen und hatte in Erfahrung gebracht, das der Gefangene in die allerentferntesten und unnahbarsten Gebirgshöhlen gebracht worden war.

Er war genöthigt, in seinen Forschungen sehr vorsichtig zu sein, da die Räuber aus unerklärlichen Gründen ungemein zurückhaltend waren.

Er konnte ihr Verfahren gar nicht verstehen — es war so ganz anders als sonst.

Die Zugänge zu dem Platze, wohin der Gefangene gebracht worden war und wo er sich todt oder lebendig befand, wurden scharf bewacht.

Aber dennoch war er entschlossen, wenn irgend möglich, die Belohnung zu verdienen.

Edward Tranter gab ihm abermals eine Geldsumme und er ging dann wieder fort.

Am selben Abend erhielt der junge Mann ein Telegramm, daß Sir George lebensgefährlich erkrankt sei und sein Sohn unverzüglich nach England zurückkehren müsse. Der für die Befreiung Ernst River's bestimmte Betrag sei bereits an eine Bank abgegangen, um daselbst deponirt zu werden.

Edward eilte zu dem Konsul, legte die ganze Angelegenheit in seine Hände und traf dann seine Vorbereitungen zur Abreise.

Er schickte erst nach Paolo Zacconi und gab ihm seine Adresse, wohin er ihm nach England schreiben könne.

Dann reiste er ab. Zu seiner größten Ueberraschung war der Reisemarschall Mr. Lippmann im letzten Augenblicke nirgends zu finden.

Es war keine Zeit, ihn zu suchen; weshalb das Reisegeld und der Auftrag nachzukommen für ihn zurückgelassen wurden.

Im Schlosse.

Wir befinden uns abermals in England und der Herbst war mit seltener Schönheit angebrochen.

Es war ein selten fruchtbares Jahr gewesen und in allen Farmhäusern, sowie in den Schlössern der reicher Begüterten herrschte darüber große Freude.

Nur Clarence, Lady Higham, schien gegen die Thatsache, daß ihr Reichthum sich wieder bedeutend vermehrt hatte, gleichgiltig zu sein.

Aeußerlich schien sie wohl heiter und zufrieden zu sein, aber auf ihrem Herzen lag eine schwere Last von Furcht und Gewissensbissen.

Hatte sie in ihrer Vermuthung, daß Ernst Rivers der Erbe sei, den sie zu fürchten hatte, Recht gehabt? So fragte sie sich immer wieder.

Zuweilen kam ihr der Gedanke, daß sie sich vielleicht doch irre; dann erinnerte sie sich wieder seiner auffallenden Aehnlichkeit mit ihrem verstorbenen Vater und der Mittheilung, die er selbst in dem Garten der Villa Marina Alice Harcourt gemacht hatte.

Auch Lady Edith's auffallende Freundlichkeit zu ihm, war eine Bestätigung ihrer Annahme.

Und dennoch, wenn sie einen Irrthum begangen hätte, diese Vermuthung war ihr zu entsetzlich, als um ihre Folgen weiter auszudenken. Aber dennoch war sie Tag und Nacht davon gepeinigt.

Dann erhielt sie eines Morgens einen Brief, den sie nur zu wohl verstand. Er lautete:

„Sie haben von E. R. nichts mehr zu fürchten. Ich werde nach Hause kommen, um meine Belohnung zu fordern — eine weit werthvollere als Sie ahnen können.

P. V."

Die Gräfin schauderte, als sie diesen Brief las. Die furchtbare That war also vollbracht, und sie hatte keinen Rivalen, der ihr ihren Rang streitig machen konnte, mehr zu fürchten.

Dann schauderte sie wieder bei dem Gedanken, was sie die Erreichung dieses Ziel gekostet hatte.

Aber nun war sie doch frei — frei, um ihren ehrgeizigen Bestrebungen, Herzogin zu werden, nachhängen zu können. Denn welche größere Belohnung konnte ihr Helfershelfer fordern. Was immer er verlangen mochte, mit Ausnahme von Geld, wollte sie ihm Widerstand leisten. Nein, seine Gattin wollte sie nie—niemals werden!

Sie liebte ja Lord Vansittart, und sie wollte eines Tages Herzogin werden.

Sie kannte jedoch den Mann, mit dem sie es zu thun hatte und wußte, daß sie von seiner Seite das Schlimmste gewärtigen mußte.

Sie beschloß, ihm, umgeben von Gästen und inmitten festlicher Szenen, zu begegnen und lud daher, da eben die Jagdzeit begann, eine Menge von Freunden und Bekannten zur Jagd in die ausgedehnten Wälder ihrer Besitzung ein.

Unter den geladenen Gästen befand sich auch die Lady Beatrice de Solza, welcher Clarence wiederholt in den vornehmsten Kreisen begegnet war und die ihr so gut gefiel, daß sie den Wunsch empfand, sie näher kennen zu lernen.

Clarence ahnte nicht, welche bedeutsame Folgen diese Einladung für sie haben werde.

Lady de Solza und alle übrigen Gäste waren bereits im Schlosse eingetroffen, als die Gräfin den mit „P. V." unterzeichneten Brief von dem Grafen Oscar Calvani erhielt.

Sie las ihn und verwahrte ihn sorgfältig, ohne eine Bemerkung darüber zu machen.

Eines Morgens befand sich Lady Higham allein in einem der Salons, als Lady de Solza durch denselben ging. Etwas in der Miene und Haltung der Italienerin fiel der Gräfin auf.

„Lady de Solza," sagte sie aufstehend; „fehlt Ihnen etwas? Sie scheinen angegriffen."

„Sie sind sehr gütig," sagte die Andere, den ihr dargebotenen Platz einnehmend: „ich bin nicht krank, nur traurig."

„Aber warum sollten Sie traurig sein?" fragte die Gräfin wieder theilnahmsvoll. „Haben Sie Kummer?"

„Meine liebe Gräfin," versetzte Lady Solza; „wer von uns hätte den nicht? Doch wir wollen nicht von mir sprechen," fügte sie hinzu, dem Gespräche absichtlich eine andere Wendung gebend. „Wie schön es hier bei Ihnen ist! Sie residieren hier fast wie eine Fürstin. Sind alle Ihre Gäste bereits angekommen?"

„Nein, ich erwarte noch Freunde," erwiderte Lady Higham etwas verwirrt.

„Erwarten Sie unter diesen Freunden auch den Grafen Oscar Calvani?" fragte Lady Beatrix in unverkennbarer Absichtlichkeit.

Die Gräfin schaute die Italienerin mit einem erschrockenen Blicke an, der dieser nicht entging.

„Sie scheint ihn zu fürchten," dachte sie sofort bei sich.

„Er ist einer meiner Gäste, da er mir von Sir George Tranter vorgestellt wurde," erwiderte Lady Higham. „Mein Freund kann er nie sein."

Die Italienerin stand in diesem Augenblicke auf und versperrte die Thüre.

„Verzeihen Sie mir, liebe Gräfin," sagte sie mit blitzenden Augen und erglühenden Wangen; „aber möchten Sie diesen Mann nicht gerne ganz in Ihrer Gewalt haben?"

„Da wir ganz allein sind," versetzte Lady Clarence ruhig, „kann ich Ihnen schon gestehen, daß ich das sehr gerne möchte."

„Ich glaube, Sie wissen wohl, daß er in Wirklichkeit gar kein Italiener ist?" begann Beatrice.

„Ja, dieser Umstand ist mir wohlbekannt," versetzte die Gräfin ruhig.

„Nun will ich Ihnen aber etwas sagen, was Sie nicht wissen, liebe Gräfin," sagte Beatrice in leidenschaftlichem Tone.

Lady Higham senkte horchend den Kopf und lauschte mit angehaltenem Athem den Eröffnungen, die ihr gemacht wurden.

Es war die alte Geschichte von dem gläubig vertrauenden Frauenherzen und der Schurkerei eines Mannes.

Das war es, was die Gräfin vernahm:

Beatrice de Solza, obwohl von Geburt und Herkunft Italienerin, war in England erzogen worden. Sie war vollkommen berechtigt, den Namen und Titel zu tragen, unter dem sie auftrat. Ihr Vater war ein Graf aus altem, aber gänzlich verarmtem Geschlechte gewesen; ihre Mutter stammte jedoch aus fürstlichem Blute und war von ihrer Familie verstoßen worden, als sie blos dem Zuge ihres Herzens folgend, den verarmten Grafen, der sich in sie verliebt hatte, heirathete.

Das junge Paar mußte aus Furcht vor den Verfolgungen der erzürnten fürstlichen Familie nach England fliehen, wo sie sicher waren.

Dort lebten sie kümmerlich von einer kleinen Rente, die dem Grafen geblieben war, und von Gesangslektionen, die er gab. Die junge Frau, die geborene Fürstin, gab Zeichenunterricht, um das kärgliche Einkommen zu erhöhen.

Beatrice war das einzige Kind dieses Paares und sie genoß eine sorgfältige Erziehung.

Als sie sechzehn Jahr alt war, wurde sie zur Vollendung ihrer Ausbildung in ein Pensionat gegeben, wo sie Philipp Verner, der daselbst Lehrer war, kennen lernte.

Beatricens vornehme Herkunft war ihm kein Geheimniß, und er dachte, daß die reichen Verwandten der Mutter gewiß einmal nachgeben und sie in alle ihre Rechte einsetzen würden.

Sofort faßte er daher den Plan, das Herz des jungen Mädchens zu gewinnen.

Sie war jung, eitel und thöricht, wie sie selbst gestand, und ließ sich von seinen falschen Liebesbetheuerungen verblenden. Sie willigte ein, ihn heimlich zu heirathen und aus der Schule zu entfliehen.

Philipp Verner war ein Schurke, und wußte die Heirath so einzurichten, daß das junge, unerfahrene Mädchen nicht einmal Kenntniß davon hatte, in welcher Kirche sie getraut worden war.

Sie war ganz fremd in dem Stadttheile, in welchem das Pensionat sich befand, und er war eines Morgens mit ihr in einem Wagen zu einer ganz entlegenen Kirche gefahren, von der sie nicht einmal den Namen wußte. Dort war die Trauung vollzogen worden.

Eine Zeit lang lebten sie sehr glücklich zusammen, dann aber mußten sie sich Beatricens Eltern entdecken!

Da Philipp Verner nachweisen konnte, daß er von beiden Seiten aus guter Familie war, und da die Sache auch nun einmal geschehen war, machten die Eltern gute Miene zum bösen Spiel. Doch erklärten sie, daß sie pekuniär nichts für das junge Paar thun könnten, und meinten, daß Philipp Verner, wenn er sich eine schöne, junge Frau genommen habe, für dieselbe auch sorgen müsse.

Das lag nun gar nicht in der Absicht Philipp Verner's. Als er sich in seinen Berechnungen getäuscht sah, fing er an, seine junge Frau zu vernachlässigen, und eines Tages erklärte er ihr, daß ihre Heirath ungiltig und ungesetzlich sei, und daß sie keinerlei Ansprüche an ihn habe.

Dann reiste er heimlich nach Italien ab und überließ sie ihren Eltern.

Aber Beatricens Vater kannte das englische Gesetz, welchem zufolge jede rechtmäßig vollzogene Trauung dem Ehegericht gemeldet werden muß; er zog daher bei der kompetenten Behörde seine Erkundigungen ein und erfuhr dadurch selbst, daß die Trauung eine vollkommen rechtmäßige und für beide Theile bindende war.

Doch war das für Beatrice von keinerlei Nutzen denn Philipp Verner war und blieb verschwunden und sie mußte fortan bei ihren Eltern leben.

Einige Jahre später fielen Beide zu gleicher Zeit einer herrschenden Epidemie zum Opfer, und die arme Verlassene war nun vollständig verwaist.

Dann ging sie nach Italien, wo es ihr gelang, die Verwandten ihrer Mutter so weit zu versöhnen, daß sie ihr gestatteten, einen der Familientitel zu tragen und ihr eine reichliche Jahresrente aussetzten.

Da es ihr nicht gelang, ihren treulosen Gatten in Italien zu finden, kehrte sie nach einiger Zeit wieder nach England zurück, um ihn daselbst zu suchen.

Wir wissen, daß sie ihren Gatten bei Lady Clarence Higham fand.

„Und Sie haben alle nöthigen Schriftstücke, dies beweisen zu können, in Ihrem Besitz?" fragte Lady Higham voll ängstlicher Spannung.

„Alle," versetzte Lady Beatrice, von dem Interesse der Andern höchlich überrascht.

„Und wann—wann haben Sie ihn geheirathet?" fragte Clarence wieder in fast keuchendem Tone.

Die Andere nannte den Zeitpunkt.

„Dem Himmel sei Dank!" schrie Clarence laut; „dann bin ich frei. O, Beatrice de Solza, hören Sie mich an!"

Und sie erzählte der Italienerin eine Geschichte, welche diese in nicht geringes Erstaunen setzte.

Von diesem Augenblicke an waren die Beiden intime Freundinnen, ja Bundesgenossinnen.

„Sie halten fest zu mir," sagte Clarence, „und es soll Ihnen Gerechtigkeit werden."

„Ich will Ihnen treu dienen, so wahr der Himmel über uns ist," antwortete Beatrice feierlich.

Und sie schüttelten sich die Hände zum Zeichen dieser Vereinbarung.

Lady Higham läutete dann und ertheilte ihre Befehle für den Empfang des Grafen Oscar Calvani — Befehle, die diesen Abenteurer wohl kaum erfreut haben dürften, hätte er etwas von denselben gewußt. Er ahnte nun freilich nicht, daß die beiden Frauen, deren Jugend er vergiftet, denen er die Freiheit geraubt hatte, sich gefunden und gegen ihn verschworen hatten. Und nachdem er sein schändliches Werk in Italien vollbracht hatte, reiste er schleunigst nach England, um daselbst seinen Lohn in Empfang zu nehmen.

Was ihn dort erwartete, das ahnte er jedoch nicht.

Verschiedene Erklärungen.

Einige Tage später — sämmtliche zur Jagd geladene Gäste waren bereits in Fairleigh Hall eingetroffen—erhielt Lady Higham ein Briefchen mit der Anzeige, daß Graf Oscar Calvani am selben Nachmittage um vier Uhr im Schloß eintreffen werde.

Sie läutete ihrer Kammerfrau und gab ihr noch einmal genaue Weisungen für diese Ankunft.

Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch, um einige Briefe zu schreiben, wurde aber bald darauf durch ein Klopfen an der Thüre unterbrochen.

Ein Bedienter trat ein und überreichte ihr einen Brief.

Sie erkannte Lord Vansittart's Handschrift und riß das Billet hastig auf. Es lautete:

„Meine liebe Lady Higham! Mein Vater ist plötzlich schwer erkrankt und ich muß unverweilt abreisen. Wollen Sie mir eine kurze Unterredung unter vier Augen gewähren? Ich erwarte Sie im blauen Salon. Ich kann nicht gehen, ohne Ihnen einige Worte des Dankes zum Abschied zu sagen.

Ganz der Ihrige
Vansittart."

Glühende Röthe übergoß Clarence Leicester's Gesicht. Endlich schien sie ihr Ziel erreicht zu haben.

„Führen Sie seine Lordschaft hierher zu mir," sagte sie zu dem Diener. „Es thut mir unendlich leid, daß er so plötzlich abreisen muß."

Einige Minuten später trat Lord Vansittart bei ihr ein.

„Ich bedauere lebhaft, daß Sie Nachrichten erhalten haben, welche Sie zwingen, uns zu verlassen," sagte Lady Higham, ihn zu einem Sopha führend, auf welchem sie Beide Platz nahmen. „Ich hoffe, es ist keine Gefahr bei der Krankheit Ihres Vaters."

„Das läßt sich leider nicht mit Bestimmtheit sagen," war seine Antwort. „Mein Vater ist alt und diesen Anfällen unterworfen. Jedenfalls ist's meine Pflicht, zu ihm zu eilen."

„Gewiß," versetzte Clarence ruhig.

„Ich hoffe jedoch, daß meine Abwesenheit nicht von langer Dauer sein wird"; fuhr er fort, die Hand der Gräfin ergreifend; „aber ich werde mich um so mehr beeilen, wieder hieher zu kommen, wenn ich weiß, daß Ihnen meine Rückkehr angenehm ist. Lady Higham — Clarence, ich liebe Sie seit langer Zeit im Stillen. Es ist der sehnlichste Wunsch meines Lebens, Sie zu meiner Gattin zu machen. Wollen Sie mir Hoffnung geben? Es würde meinen Vater unaussprechlich glücklich machen, wenn ich ihm sagen könnte, daß Sie meine Gattin werden wollen. Darf ich es ihm sagen? Oh, sprechen Sie, sprechen Sie, liebe Lady Higham."

„Wahrlich, mein Lord," versetzte sie etwas verwirrt. „Sie haben mich ganz verblüfft. Diese Ehre trifft mich ganz unerwartet."

„Aber Sie müssen doch geahnt haben, daß ich Sie liebe?" drängte er jetzt sanft.

„Nun," versetzte sie mit gut gespielter Schüchternheit, „es dünkte mir zuweilen, als wäre ich Ihnen nicht ganz gleichgiltig."

„Es giebt keine Halbheit bei mir, theure Clarence," fuhr er fort. „Ich liebe Sie von ganzem Herzen, von ganzer Seele. Lassen Sie mich nicht länger im Zweifel; sagen Sie, wollen Sie meine geliebte und geehrte Gattin werden?"

„Wenn es wirklich Ihr Wunsch ist — ja," versetzte sie festen Tones und reichte ihm ihre Hand.

„Aber," fragte er plötzlich, „lieben Sie mich auch wirklich? — Ich könnte es nicht ertragen, nicht ebenso wieder geliebt zu werden, als ich Sie liebe."

„Beruhigen Sie sich, mein Lord," entgegnete sie, die Augen senkend. „Ich — liebte Sie schon lange im Stillen, und Henry, mit meiner Hand empfangen Sie auch mein Herz, mein ganzes Herz, das nie zuvor für einen anderen Mann geschlagen."

In einem Ausbruche leidenschaftlichen Entzückens preßte sie Lord Vansittart bei diesen Worten stürmisch an seine Brust und bedeckte ihr Gesicht mit glühenden Küssen.

Eine Weile später, als er sich verabschieden mußte, sagte er:

„Jetzt muß ich zu meinem Vater eilen. Die Mittheilung, daß wir verlobt sind, wird ihn unsäglich glücklich machen."

Dann küßte er Clarence nochmals zum Abschiede und ging, ein stolzer, glücklicher Mann, zu dem ihm erwartenden Wagen hinab.

Aber Clarence, die nun das höchste Ziel ihres Ehrgeizes und ihrer Liebe erreicht hatte, war noch weit stolzer und glücklicher als er.

Sie eilte zu ihrer Schwester Mabel, die sammt ihrem Gatten auch unter den Gästen anwesend war, um ihr die frohe Nachricht mitzutheilen.

„Nun, Mabel," rief sie fröhlich aus. „Vansittart hat endlich gesprochen und ich werde Herzogin werden."

„Ich freue mich sehr, das zu hören," versetzte Mabel in lustigem Tone. „Aber wie steht es mit dem Sohne unseres Vaters? Kann er nicht jeden Augenblick auftreten und seine Rechte geltend machen?"

Einen Augenblick lang wurde Clarence bleich und zitterte. Dann ermannte sie sich.

„Hätten seine Ansprüche irgendwelche Giltigkeit," sagte sie, „so wäre er längst gekommen, um sie geltend zu machen."

„Aber wir haben ihn ja unter einem falschen Namen in jene Schule gegeben," meinte Mabel.

„Das hätte nichts zu sagen. Aber ich fürchte ihn nicht," entgegnete Lady Clarence kalt. „Er wird es nicht wagen, das zu behaupten, was gänzlich falsch ist."

„Nun, ich glaube das Gegentheil," versetzte Mabel. Und wenn er kommt und sich seine Ansprüche als irgendwie begründet herausstellen, werde ich ihn sofort als meinen Bruder anerkennen."

„Du bist gerade so schlecht, wie Edith," sagte Clarence; „aber ich bitte Dich wenigstens, mein Glück nicht zu stören, indem Du von solchen Sachen sprichst. Laß mich erst verheirathet sein, und dann mag er meinetwegen kommen. Wenn er mit überzeugenden Beweisen ausgerüstet, will auch ich ihn willkommen heißen. Aber," murmelte sie kaum vernehmlich für sich selbst, „er wird nicht kommen."

Und dann gab sie dem Gespräche eine andere Wendung.

Pünktlich um vier Uhr an diesem Nachmittag fuhr in Fairleigh Hall ein Wagen vor, aus welchem Graf Oscar Calvani ausstieg.

Er hatte sein gewöhnliches Gepäck bei sich, welches in die Halle gebracht wurde.

Ein Bedienter trat auf ihn zu und sagte:

„Graf Calvani, meine Lady befahl mir, Ihnen zu sagen, daß Sie Sie in der Bibliothek erwartet."

Graf Oscar Calvani verneigte sich stumm. Es lag etwas in dieser Art des Empfanges, das ihn unangenehm berührte, aber er sagte selbstverständlich kein Wort, sondern folgte dem Diener, der ihn nach der Bibliothek führte.

Diese war ein hohes, ungemein großes und prächtiges Gemach und durch Vorhänge, die in weiten Zwischenräumen angebracht waren, in drei Gemächer eingetheilt.

In der Nähe eines solchen herabgelassenen Vorhanges saß Clarence neben einem Kamine auf einem Sofa. Als der Graf eintrat, wies sie ihm einen Sitz gegenüber dem ihrigen an.

(Fortsetzung folgt.)

Liebessucht.

Vor dem Polizeichef einer norddeutschen Residenz stand ein kleiner, ältlicher, sehr reduzirt aussehender Mann. Seine dicht aneinander liegenden, lebhaften Aeugelein zwinkerten fröhlich, als sei ihm so recht zufrieden um's Herz, und seine lange, etwas windschiefe Nase schnupperte mit einem gewissen Wohlbehagen, die den meisten Leuten nicht angenehme Luft des Polizeisaales auf; vergnügt rieb er sich die Hände, und räusperte sich dazu mit einer Würde, die es deutlich zeigte, daß er mit sich und der Welt auf dem besten Fuße stehe, und daß er von seinem Werthe als Mensch und Bürger wohl überzeugt sei.

„Ihr gebt also zu, Angeklagter," näselte der Polizeichef, „daß Ihr am 15. v. Mts., gegen 2 Uhr Nachmittags, auf der Promenade Ihre Excellenz Gräfin Aurelin Latinska angeredet, derselben Euren Arm angeboten habt, und als sie vor Euch zurückwich, auf sie eingedrungen seid und sie geküßt habt, bis der begleitende Lakai Euch auf die Seite warf?" „Allerdings gebe ich das zu," erwiderte der Angeklagte, „und ich bedaure sehr, daß von den sechs Küssen nur einer auf den Mund kam." „Ihr leugnet auch nicht," fuhr der Beamte fort, „nachdem Ihr am 15. in Folge der Verwirrung des Lakaien, der sich mit seiner ohnmächtigen Herrin beschäftigte, entwischen konntet, am 16. im Stadtpark einen ähnlichen Streich ausgeführt zu haben, indem Ihr Euch an die Frau Kommerzienrath herandrängtet und, nachdem Ihr derselben den Vorschlag gemacht, mit Euch bei einem ambulanten Wursthändler zu frühstücken, sie plötzlich umfaßtet und sie ebenfalls geküßt habt?" „Auch das leugne ich nicht," war die Antwort, „denn es macht meinem Geschmack alle Ehre. Ich bin ein Kenner weiblicher Schönheit; die Frau Kommerzienrath gehört einer südlichen Rasse an, sie ist eine Sulamith, eine Ruth; es ist daher kein Wunder, daß ich ihr meine Verehrung auszudrücken wünschte; sind doch wirklich schöne Exemplare dieser Rasse hierzulande sehr selten." „Bleibt bei der Sache," ermahnte der Polizeichef, „und antwortet einfach mit Ja oder Nein;" dann fuhr er fort: „Leider wurdet Ihr auch damals nicht verhaftet, da Eure Frechheit einen Auflauf veranlaßte, der Euch das Entwischen ermöglichte. Außer in den beiden erwähnten Fällen seid Ihr noch in acht anderen als Derjenige erkannt worden, der junge Damen auf der Straße molestirt hat, auch das werdet Ihr nicht leugnen." „Nein," sagte stolz der Angeklagte, „einem schönen Gesichte beweise ich stets meine Hochachtung." „Gut," antwortete der Polizeichef, „den letzten Fall könnt Ihr nicht leugnen; Ihr seid am vorgestrigen Abend unter einem nichtigen Vorwande in die Wohnung des Konsistorialraths Degener eingedrungen und habt dort der Frau Konsistorialrath, in Abwesenheit ihres Gatten, den Vorschlag gemacht, mit Euch nach Amerika zu entfliehen; zum Glück war männlicher Beistand zur Stelle, und Ihr fandet den Lohn, der Euch gebührte und wurdet verhaftet." „Gewiß, das hat Alles seine Richtigkeit," ließ sich der Angeklagte vernehmen, „und die Sache ist leicht erklärlich. Die Frau Konsistorialrath ist zwar schon betagt und auch nicht gerade anmuthsvoll, da sie ungefähr 250 Pfund wiegt; aber sie wird sonnig umstrahlt von ihrem Vornamen Philippine, und der hat auf mich von jeher eine Zaubermacht ausgeübt, ich—" „Schweigt!" unterbrach ihn der Polizeichef, „ich wünsche Eure Auseinandersetzungen nicht zu hören; Ihr habt Eure Schuld in sämmtlichen Fällen anerkannt, und das genügt." Dann wandte er sich an einen Unterbeamten mit den Worten: „Der Angeklagte, Friseur August Schönthau, ist bis auf Weiteres in Haft zu halten." „Was!" schrie der Genannte, „sind Sie plötzlich übergeschnappt, Herr Polizeichef?" Ich in Haft? Ich habe nichts gethan, als was der größte deutsche Dichter gutheißt, wenn er vom Ewig-Weiblichen spricht, das anzieht; auch ich habe mich anziehen lassen, habe das Ewig-Weibliche angebetet, ihm meine Hochachtung erwiesen, und da soll ich—??" Ein paar kräftige Fäuste, die ihn packten, schnitten dem Herrn Schönthau das Wort ab, ein Stoß von hinten zeigte ihm den Weg und im Nu war er aus dem Saale entfernt, in dem er noch so gern eine Rede gehalten hätte. Bald darauf führte ein Wagen mit vergitterten Fenstern ihn und einige Schicksalsgenossen dem städtischen Polizeigewahrsam wieder zu, in dem er zu seiner großen Verwunderung schon eine Nacht hatte zubringen müssen. Dort widmete ihm in den nächsten Tagen der Gefängnißarzt infolge einer Aufforderung des Polizeichefs eine recht gründliche Aufmerksamkeit, unterhielt sich wiederholt mit ihm und erlaubte ihm endlich, dem Gefangenwärter und dessen Personal bei ihren Beschäftigungen hülfreiche Hand zu leisten. Diese Vergünstigung war dem regsamen Friseur sehr willkommen und wurde dankbar von ihm anerkannt, ohne daß er lange darüber nachdachte, weshalb sie gerade nur ihm zu Theil wurde.

Am fünften Tage nach seinem Verhör vor dem Polizeichef befand er sich früh Morgens im Kellergelaß der Anstalt und half einer schon recht bejahrten Waschkünstlerin einen großen Haufen Wäsche sortiren. Plötzlich hielt er jedoch mit der Arbeit inne, strich sich sein spärliches Haar glatt, zupfte sich die Halsbinde zurecht, warf einen schmachtenden Blick auf sein Gegenüber und sagte dann mit feierlicher Stimme: „Wittwe Johanna Schnurr, ich habe mit Ihnen zu sprechen. Schon seit gestern, als ich Ihre Bekanntschaft machte, gährt es in mir, — es muß heraus: Sie haben mein Herz bestrickt! Bei Ihnen ist es weniger die Anmuth der Gestalt, wodurch das Ewig-Weibliche sich kund giebt, als die Zartheit des Gemüths, die himmlische Ruhe, die wie ein Heiligenschein Ihr ganzes Wesen umfließt. Johanna, ich liebe Dich, ich liebe Dich mit der ganzen Gluth einer verständnißreichen, erfahrenen Liebe; Johanna, werde mein Weib, komm' an diesen Busen und bringe mir das Glück, um das mich Könige beneiden dürften." Er hatte die Hand der etwas schwerhörigen Frau erfaßt und preßte sie an seine Lippen. Erstaunt und mit offenem Munde überließ die seifenwasserkundige Matrone dem Liebesdurstigen ihre feuchte Rechte, die er mit Küssen bedeckte. Sie hatte von der ganzen Rede nur das „Werde mein Weib" verstanden, eine Aufforderung, die selbst von stocktauben weiblichen Wesen niemals überhört wird, und so war ihre Ueberraschung erklärlich; auch staunte sie ob der Handküsse. Dergleichen war ihr bisher noch nie geboten worden, denn als ihr Seliger, ein Chausseearbeiter, um ihre Hand anhielt, hatte er ihr einen freundschaftlichen Rippenstoß gegeben und erst am folgenden Sonntage einen Kuß. Sie wußte daher im ersten Augenblick nicht genau, ob ihr jetziger Anbeter zu weit ginge; als derselbe aber den kühnen Versuch machte, sie an sein Herz zu drücken, da regte sich ihre, durch verflossene Jahrzehnte tugendhafter Wittwenschaft gepanzerte Ehrbarkeit, und sie suchte den Kecken abzuwehren. „Johanna," bat er, „nur einen Kuß von Deinen holdreinen Lippen als Besiegelung unserer Verlobung." Er stellte sich auf die Fußspitzen, und da er auch in dieser Stellung die gewünschte Örtlichkeit nicht erreichen konnte, so schlang er plötzlich seine Arme um den Hals seiner Angebeteten und suchte ihren Kopf zu sich herabzuziehen. Hierdurch aber beschädigte er erheblich ihre schneeweiße Haube, das Palladium ihrer Würde, den Stolz ihres Herzens, und das besiegelte sein Schicksal.

Die verletzte Ehrbarkeit und die zerknitterte Haube thaten ihre Schuldigkeit und versetzten Frau Schnurr in heiligen Zorn, und da sie in der Linken einen dem Kübel eben entnommenen Unterrock hatte, so schlug sie mit diesem Herrn Schönthau auf das liebeglühende Haupt, daß ihm schwarz vor den Augen wurde, gleichzeitig aber erhob sie ihre Stimme, und gellend erklang ihrem Munde der Ruf: „Hilfe, Mord, Hilfe, Hilfe!" wobei sie jedoch in weiser Vorsicht fortfuhr, Kopf und Gesicht ihres Anbeters mit dem Unterrocke zu bearbeiten. Ihr Hilferuf wurde alsbald in den oberen Räumlichkeiten gehört, und verschiedene Angestellte eilten dem Rufe nach; mit Mühe nur konnte man den nassen Friseur aus den Händen der vor Angst und Zorn fast unzurechnungsfähigen Matrone befreien, die, als man ihr das Opfer ihrer Ehrbarkeit entrissen hatte, sofort in Ohnmacht fiel.

Herr Schönthau war sehr kleinlaut, als er um die Ursache des Krawalls befragt wurde; um so redseliger aber war Frau Johanna, als sie es für angemessen hielt, aus ihrer Ohnmacht wieder zu erwachen, und in Folge ihrer Enthüllungen hatten der Herr Stadtphysikus und der Gefängnißarzt noch am selben Tage eine längere Unterredung mit Herrn Schönthau; dann wurde dieser am nächsten Morgen in die Landes-Irrenanstalt übergeführt.

Er hat dieselbe nicht wieder verlassen, sondern lebt dort noch jetzt ruhig und zufrieden, fern von den Verlockungen herzloser Sirenen, die wahre Liebe nur selten zu würdigen wissen. Wenn ein Besucher der Anstalt durch einige Cigarren und etwas Spaniol das Herz des freundlichen alten Herrn zu gewinnen weiß, so erzählt er aus Erkenntlichkeit hervorragende Begebenheiten aus seinem Leben, daß er einmal in Baden-Baden die Kaiserin Eugenie frisirt habe, und daß sie, als er das Zimmer verließ, zu der Gräfin Polignac sagte: „Wahrlich, eine ritterliche Gestalt, ein ausdrucksvolles Auge und eine Hand so leicht wie ein Zephyr!"

Daß die berühmte Primaballerina Beatrice d'Aringa-Sottoaceto in St. Petersburg ihn vor Eifersucht einmal beinahe mit ihrem goldenen Haarpfeil erdolchte; daß Lady Harriet Maud Alice Fitz-Piggy ihn von Spa aus als ihren Leibfriseur nach England nehmen wollte, und nur durch die brutale Eifersucht ihres Gatten, des Lord Fitz-Piggy, daran verhindert wurde, rc. Spricht man aber vor ihm wie zufällig den Namen Johanna Schnurr aus, so ballt er die Hände, spuckt dreimal hintereinander auf den Boden und geht mit einem grimmigen Blick auf den Sprecher von dannen.

Die romantische Heirathsgeschichte Nordenskjöld's,

wie sie einer der kühnen Begleiter des berühmten Führers der Vega-Expedition auf der Ueberfahrt von Frankreich nach England erzählte, wird dem „D. Mtgs.-Bl." aus Paris berichtet: Wer hätte geglaubt, daß in dem Leben dieses ganz den ernstesten Studien gewidmeten Gelehrten Platz für einen Liebesroman geblieben wäre. Nordenskjöld war ein glühender Patriot. Als Schwede von schwedischen Eltern geboren, konnte er nicht vergessen, daß Finnland nicht immer unter russischem Szepter gestanden. Ein etwas gewagter Toast bei einem Bankett führte ihn in's Exil. Schwer traf ihn dieser Schlag, denn er liebte auf das innigste die Tochter des ehemaligen Gouverneurs von Helsingfors, Anna Mannerheim. Die glühendsten Schwüre wurden zwischen den beiden Liebenden gewechselt, die Entfernung sollte die Macht ihrer Gefühle nicht mindern. Eine jüngere Schwester Anna's war die Vertraute der beiden Liebenden. Sie gelobte in jugendlich feuriger Hingabe an die Schwester, jede Parthie, die sich ihr bieten würde, auszuschlagen, bis die Herzenswünsche derselben erfüllt sein würden. Ein Jahr verging. Adolf Erik Nordenskjöld war in Stockholm mit der Leitung des meteorologischen Cabinets an der Academie der Wissenschaften betraut. Eine glänzende Zukunft eröffnete sich ihm. Mit seinen wachsenden Aussichten war seine Liebe zu dem schönen jungen finnischen Mädchen gewachsen. Briefe gingen hin und her. Da plötzlich trafen Anna's Briefe sehr unregelmäßig ein und blieben zuletzt ganz aus. Nordenskjöld verzehrte sich in Sehnsucht. Kühn entschlossen machte er sich trotz der schweren auf Bannbruch stehenden Strafe der russischen Gesetze nach Finnland auf. Es war eine gefährliche Reise, die er, überall von russischen Spionen umspürt, in der mannigfachsten Bekleidung zu Fuß, oft auf einsamen Waldwegen zurückzulegen hatte. Endlich kam er an. Er ließ Anna durch einen russischen Boten melden, daß er sie in einem in der Nähe von Helsingfors gelegenen kleinen Dorfe erwarte. Zwei unendlich lange Tage vergingen. Nordenskjöld erhielt aber keine Antwort. Er machte sich verzweiflungsvoll selbst auf den Weg nach der Stadt. Unterwegs traf er seinen schwerbetrunkenen Russen, der zwar den Botenlohn in Wutki verjubelt, seinen Auftrag aber nicht ausgerichtet hatte. Nordenskjöld schöpfte neuen Muth. In Helsingfors angekommen, begab er sich mit der Entschlossenheit, die schon dem jungen Manne eigen, direkt in das Haus des Gouverneurs. Anna war — nicht verheirathet. Sie war ihm treu geblieben. Sie hatte ihm regelmäßig geschrieben, aber ihre Briefe waren aufgefangen und unterschlagen worden. Der Gouverneur, einer alten, hochadligen Familie angehörend, wollte die Verbindung seiner Tochter mit dem bürgerlichen jungen Gelehrten nicht zugeben. Schon dachte das Liebespaar, da der Aufenthalt Nordenskjöld's höchst gefährlich in Helsingfors war, an gemeinsame Flucht. Da begegnete derselbe einem Freund, einem mit der Frage der Eisbildung in den Meeren beschäftigten jungen russischen Gelehrten, der des werthvollen Rathes Nordenskjöld's bedurfte. Dieser setzte es durch, daß das Verbannungsdekret gegen seinen Freund zurückgenommen wurde. Viele Kämpfe hatte der Gelehrte noch mit der Familie Anna's zu bestehen, ehe es ihm gelang diesem Roman durch eine Heirath einen würdigen Abschluß zu geben.

— Aus der Rolle gefallen. Gendarm: Nun, wo walzt er denn hin? er sieht mir gar verdächtig aus, hat er auch Legitimationspapiere? — Strolch (macht Gesten und schweigt). — Gendarm (schüttelt ihn): Will der Kerl wohl antworten, der Teufel soll ihm in den Leib fahren! — Strolch: Au, Donnerwetter, lassen Se mir los, Herr Wachtmeester, merken Se denn nich, dat ick taubstumm bin?

— Der Herr Professor ist eben in Berechnungen über das Wiedererscheinen eines Kometen vertieft, da stört ihn die Stimme des Stubenmädchens: „Gnädige Frau läßt fragen, wann die Suppe servirt werden soll? — „Ja, wann? wann?" erwiedert der Professor, träumerisch aufblickend. „Warten Sie einen Moment. Er schreibt einige Ziffern, dann plötzlich: „Am 27. September 1915, Morgens 7 Uhr 16 Minuten 3¼ Sekunden, präzis!"

Sokratische Katechetik in der Kaserne.

Der Sergeant Strampach hält mit seiner Mannschaft das Voreramen über „Kriegsgerichte" und beginnt:

„Wenn die Soldaten in der Kaserne auf der Stube zusammensitzen, was tritt dann gewöhnlich ein, Grenadier Purzpichler?"

Grenadier Purzpichler: Der Offizier du jour!

Sergeant: Falsch! Dann tritt gewöhnlich eine allgemeine Conversation ein. Was tritt hierbei zuweilen ein, Grenadier Muckenich?

Grenadier Muckenich: Der Offizier du jour!

Sergeant: Falsch! Es tritt hierbei zuweilen der Fall ein, daß die Soldaten untereinander zu zanken anfangen. Was kann dann leicht eintreten, Grenadier Feisthammel?

Grenadier Feisthammel: Dann kann leicht der Offizier du jour eintreten.

Sergeant: Dann kann leicht der Fall eintreten, daß die Soldaten miteinander handgemein werden. Was könnte möglicherweise in diesem Falle eintreten, Grenadier Gorenflo?

Grenadier Gorenflo: In diesem Falle könnte möglicherweise der Offizier du jour eintreten!

Sergeant: Falsch! In diesem Falle könnte möglicherweise der Fall eintreten, daß ein Soldat den andern todtschlägt. Was tritt dann zusammen, Grenadier Lindenblüthe?

Grenadier Lindenblüthe: Dann tritt — der Offizier du jour mit dem Doctor zusammen ein!

Sergeant: Falsch! Dann tritt ein Kriegsgericht zusammen.

— Offene Kritik. Junger Mann (nachdem er als Probe seines Talentes eben einige Lieder gesungen): „Wie finden Sie meinen Gesang?" — Musiker: „Wenn Sie vor zwei guten Freunden singen, rufen dieselben „Bravo"; wenn Sie aber für Geld singen, und es kostet nur zehn Pfennig', ruft Alles: „Pfui Teufel!"

— Aus der Bauernstube. „Barthl: „Schau' doch, Sepp, der Vater frißt wie a' Bär!" — Sepp: „Er arbeit' aber auch wie a' Ochs'!"

— Vertheidiger-Logik. „Meine Herren Geschworenen! Es ist erwiesen, daß mein Client in der einen Hand einen Stock, in der anderen eine Pistole gehabt hat. Nun frage ich Sie, wie ist es unter diesen Umständen möglich, daß mein Client zugeschlagen haben soll, da er noch keine Hand hierzu frei hatte?!"

— Der uneigennützige Arzt. Arzt: Ich kann mich rühmen, in den seltensten Fällen von meinen Patienten Bezahlung genommen zu haben. — Herr: Dann haben Sie dieselben wohl von den Erben erhoben?

— Amerikanische Kritik. — Ueber das Gastspiel von Henry Irving und Miß Terry in Chicago bringt die dortige Zeitung einen Bericht, dem wir folgende überschwängliche Stellen entnehmen: „Aus jedem Zucken seiner Augenbrauen spricht ein Genius; wenn er den kleinen Finger erhebt, so liegt darin eine gottähnliche Kraft." Von Miß Terry heißt es: „Ihre plastische Seele läßt jedes Gefühl gleich einer Aeolsharfe ertönen; ihr vom Zephyr bewegtes Haar trägt kein Zeichen eines moralischen Brenneisens".!!

— Stil. Cicerone (in Nürnberg): In den alten Rathhaussaal müssen Sie geh'n, der ist gar schön! — Fremder: Was für Stil? — Cicerone (verblüfft): Rohrstühl' glaub' ich!

— Ein berechnender Waidmann. Die Statuten der Dingskirchner Jagdgesellschaft bestimmen, daß für jeden Fehlschuß 50 Pf. Strafe erlegt werden müssen. Wer aber überhaupt nicht schießt, wo er dem Urtheile der Gesellschaft nach hätte schießen müssen, wird um eine Mark gebüßt. Eines Tages geht vor dem Herrn Rentier Pulenkamp, der schon mit verschiedenen Fünfzigern notirt ist, eine Kette Hühner auf und Hr. Pulenkamp legt an und schießt wieder einmal vorbei. „Nochmal!" ruft man ihm zu, denn die Hühner sind noch in Schußweite. „Jawoll", entgegnet Herr Pulenkamp höhnisch, „wenn ich 'ne Mark bezahlen wollte, dann hätt' ich überhaupt gar nicht zu schießen brauchen!"

— Nahrungssorge. Bauernjunge (auf einen alten Fiakergaul weisend): „Da schau her, Vater, das Gäule dort ist g'wiß krank, weil's den Kopf so hängen läßt." — Bauer. „Ha, wer woiß, ob's net über sei' Zukunft nachdenkt, jetzt', wo se elektrische Eisebahne und Gott woiß noch Alles erfind'n, kann so a arme's Gäule leicht brodlos werden." (Vetter aus Schwaben.)

— Aus Ungarn. „Ich danke für solche Kavalierdienste!" sagte die Gesetzgebung — da wurden ihr bei der Berathung über die Mischehe von den österreichischen Kavalieren Steine in den Weg gelegt.

— Der Uebereifrige. Waldmandl! Wa—a—a—aldmandl! Da herein! Ob' s' d' hergehst!—Weiß der Kukuk, wo sich das Vieh wieder herumtreibt; wenn der einen Hasen auf eine halbe Stund' weit g'spürt, ist er nimmer zum derhalten! *)

*) Aufhalten.

— Lucus a non lucendo. In Potsdam hat sich unter dem Namen „Nobilitas" ein Verein zur Unterstützung verarmter Adeliger gebildet; die Unterstützung beträgt monatlich 1 Mark. Allzu viel Nobilitas ist das gerade nicht!

— In Volkslehrer-Kreisen ist die Zeitungsnachricht, daß in der Niederlausitz ein Schullehrer an der Fettsucht gestorben sei, meist ungläubigem Kopfschütteln begegnet. Man nimmt allgemein an, daß hier ein Druckfehler vorliege und das im Lehrerstand stark grassirende Leiden der Fettsehnsucht den Betreffenden dahingerafft habe.

— Zu früh. Doktor (der bei einer vornehmen Dame seine Krankenbesuche gewöhnlich um ungefähr 12 Uhr des Mittags abgemacht hat, kommt eines Tages schon um neun Uhr). Zofe (die ihn empfängt): Ach Gott, Herr Doktor, da müssen Sie schon etwas später noch einmal wiederkommen, so früh ist unsere gnädige Frau noch nicht krank.

— Der wegen Majestätsbeleidigung zu sechsmonatlicher Haft verurtheilte Dr. Lion in Breslau ist vom Kaiser begnadigt worden.—Schlechter ergeht es den Denunzianten dieses Herrn, die vor wie nach von der öffentlichen Meinung ohne Gnade verurtheilt bleiben.

— Eine Stelle aus einem unfrankirten Briefe. „...... ....Du mußt, lieber Vater, wirklich entschuldigen, daß ich diesen Brief nicht frankirt habe, ich hatte gerade keine Briefmarke. — Aber wenn Du so gut wärest und schicktest mir 50—60 Mark, so könntest Du ja die 20 Pfennig abziehen. Dein Otto."

— Schweinernes. „Sie wünschen frisches Schweinernes, mein Herr? Ganz recht — ein Ohr? — einen Fuß? — eine Rippe? — welches Stück darf ich dem Herrn runterschneiden?"